

## Keynes' Erben

Hochschulserie, letzter Teil: Volkswirtschaftslehre Lange Zeit galt sie als realitätsfern. Seit sie sich auch mit ökonomischen Alltagsproblemen befasst, gewinnt sie wieder mehr Beachtung

**Von Nadja Kirsten**

Am Anfang stand für den VWL-Studenten Vincent Pohl vor allem der Respekt vor dem berühmten Namen: Berkeley, eine der besten Universitäten der USA. Nach sechs Semestern VWL wurde Pohl von der Universität Mannheim für ein Austauschprogramm mit der kalifornischen Hochschule ausgewählt, um zwei Semester lang am dortigen Doktoranden-Programm teilzunehmen. Würde das gehen, dort auf Augenhöhe mit Wirtschaftsnobelpreisträgern wie George Akerlof und Daniel McFadden zu plaudern, nach gerade zwei Semestern Hauptstudium? Es geht sogar sehr gut. »Durch die Mannheimer Pflichtfächer wie Mikroökonomik und Ökonometrie war ich gut vorbereitet«, sagt der 24-Jährige. Die Kommilitonen seien »keine Übermenschen«, neuen Stoff könne er sich schnell erarbeiten. »Das verdanke ich dem soliden Mannheimer Grundlagenstudium.«

Nicht nur Vincent Pohl ist mit seiner Heimatuniversität zufrieden. Im aktuellen Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung erreicht Mannheim im Urteil der Studenten die Spitzengruppe, genau wie zehn weitere Universitäten. Von den »Lieblingsunis« der Studenten werden jedoch nur zwei auch von den Professoren des Faches überdurchschnittlich häufig für ein Studium empfohlen: Konstanz und Mannheim. Werden sie gefragt, wer in der Forschung führend ist, nennen VWL-Professoren mit Abstand am häufigsten die Universität Mannheim, die LMU München, die Berliner Humboldt-Universität und die Universität Bonn. Diese »fantastischen vier« tauchen als harter Kern bei verschiedenen Rankings immer wieder im Spitzenfeld auf.

Während sich Betriebswirte vorwiegend mit Entscheidungen aus der Sicht einzelner Unternehmen und Branchen befassen, blicken Volkswirte aufs »große Ganze«. Wie entstehen Preise? Wie Wechselkurse? Was geschieht auf den Gütermärkten, was auf dem Arbeitsmarkt? Um das zu ergründen, bedienen sie sich mathematischer Modelle. Der Mensch muss auch mit hinein ins Modell – schließlich geht es um die Ergebnisse seines wirtschaftlichen Handelns. Daher treffen Ökonomen Annahmen über menschliches Verhalten, das sie dann mit mathematischen Formeln beschreiben. Beobachtungen, die nicht ins Bild passen, werden dabei schon mal gern zur Ausnahme erklärt – für einen Volkswirt sei das Leben ein Sonderfall, witzeln Spötter. Wie sich Menschen tatsächlich bei wirtschaftlichen Entscheidungen

verhalten und was im realen Wirtschaftsleben passiert, untersuchen deutsche Volkswirte noch viel zu selten, kritisierte der Wissenschaftsrat in einer Bestandsaufnahme der deutschen Wirtschaftswissenschaften. Besorgt zeigte man sich über das internationale Ansehen der heimischen Ökonomen. Eine Untersuchung hatte ergeben, dass deutsche Wissenschaftler es nur sehr selten schaffen, in international führenden Zeitschriften des Faches zu veröffentlichen oder mit ihren Ergebnissen zitiert zu werden. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt ein Ranking der Wirtschaftszeitung *Handelsblatt*. Unter den 100 zwischen 1994 und 2004 meistzitierten Ökonomen waren keine Deutschen. Die deutsche VWL – provinziell und unbedeutend?

Klaus Zimmermann, Chef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) und Direktor des Forschungsinstituts zur Zukunft der Arbeit (IZA), sieht sie auf dem Sprung nach vorn. »Seit zehn Jahren ist die deutsche Szene massiv in Bewegung«, sagt er. Gerade beim Nachwuchs gebe es »eine Dichte an Publikationen in hoher Qualität, das ist enorm«. An das Niveau von Harvard oder der London School of Economics kämen deutsche Fakultäten zwar nicht heran, aber unter den 20 international führenden Adressen sei »die deutsche Spitze sehr sichtbar«.

### **Mathe-Muffel bleiben auf der Strecke**

Um im VWL-Studium glücklich zu werden, darf man kein Mathe-Muffel sein. Zwar stellen nicht alle Hochschulen die gleichen Anforderungen, aber Mathematik ist die Sprache, in der Volkswirte arbeiten – mit einem mühsam erworbenen Grundwortschatz kann man sich vielleicht da und dort einige Semester durchhangeln, richtig Spaß wird es jedoch nur den »Sprachbegabten« machen. Die Bonner Volkswirte platzieren auf ihren Internet-Seiten vor den Informationen zur Einschreibung eine Warnung, die auf die hohen Anforderungen in Mathematik hinweist.

An den meisten Universitäten sitzen angehende Volks- und Betriebswirte in den ersten Semestern zusammen in Vorlesungen und Seminaren. Zwischen beiden Fächern gibt es zunehmend Überschneidungen, und auch auf dem Arbeitsmarkt konkurrieren die Absolventen häufig miteinander. VWLer sind besonders dort gefragt, wo analytische Fähigkeiten vonnöten sind, etwa in Unternehmensberatungen. Begehrt, aber nicht allzu dicht gesät sind Stellen in internationalen Organisationen wie der OECD oder der Weltbank. Wer Karriere in der Wissenschaft machen will, tut gut daran, längere Zeit ins Ausland zu gehen. Auch im Studium weht vielerorts der Wind der Internationalität: Bereits Mitte der neunziger Jahre begannen VWL-Standorte, Credit-Points einzuführen – jetzt steht diese Methode, Studienleistungen zu bewerten, im Zuge der Bachelor/Master-Umstellung überall an. Zunehmend gibt es in der VWL auch Doktoranden-Programme nach internationalem Standard.

Dass der Markt für gute Volkswirte international ist, bekommen die deutschen Hochschulen zu spüren. Um gute Leute aus dem Ausland zurückzulocken oder selbst ausländische Forscher ins Land zu holen, müssen sie sich extrem anstrengen.

Auch **Axel Ockenfels**, der dieses Jahr mit dem Leibnizpreis den höchstdotierten deutschen Förderpreis nach Hause trug, hätte Professor in den USA werden können. Dort hatte der 36-Jährige bereits vor seiner Habilitation gearbeitet, unter anderem an der angesehenen Harvard Business School. Entschieden hat er sich aber für eine Professur in Köln, die Universität hatte einen Köder ausgeworfen: Ockenfels durfte eines der größten deutschen Labors für experimentelle Wirtschaftsforschung aufbauen, im April wurde es eröffnet. Der Leibnizpreisträger und seine Kollegen wollen sich nicht damit zufrieden geben, nur Annahmen darüber zu treffen, wie Menschen sich in ökonomischen Entscheidungssituationen verhalten. Für sie gilt: am besten testen. Ähnlich wie Psychologen arbeiten experimentelle Ökonomen mit Versuchspersonen, denen sie Aufgaben stellen. Zum Beispiel, um herauszufinden, welche Regeln bei Internet-Auktionen zu effizientem Handeln führen und ob Menschen immer so rational handeln, wie die klassische ökonomische Lehre es unterstellt. Rückenwind für die Realisten gab es, als der Nobelpreis 2002 an den Amerikaner Daniel Kahneman, einen Psychologen, und Vernon Smith ging. Smith hatte Pionierarbeit für die experimentelle Wirtschaftsforschung geleistet – genauso wie der bisher einzige deutsche Wirtschaftsnobelpreisträger, Reinhard Selten, der 1994 für Verdienste auf dem Gebiet der so genannten Spieltheorie ausgezeichnet wurde.

Je häufiger die Ökonomen in die Wirklichkeit hineinlugen, umso mehr gerät eine Figur unter Druck: der Homo oeconomicus. Kühl kalkulierend, navigiert diese Kunstfigur durchs Wirtschaftsleben. Mal versucht der Homo oeconomicus, mit gegebenen Mitteln das meiste für sich rauszuholen, mal ein angestrebtes Ziel mit möglichst wenig Einsatz zu erreichen. Stets jedoch agiert er rational, immer maximiert er seinen wirtschaftlichen Nutzen. So wie er, lautet die Annahme, handeln wir alle in wirtschaftlichen Situationen. Jetzt aber weisen die ökonomischen Verhaltensforscher zunehmend nach, dass Menschen in Entscheidungssituationen nicht immer so handeln, wie man das von rationalen Egoisten eigentlich verlangen kann. Sie verhalten sich bisweilen fair, auch wenn sie dadurch einen materiellen Nachteil haben; sie schätzen Situationen falsch ein oder messen einer Information nur deshalb mehr Bedeutung bei, weil sie neu ist. Volkswirte bringt das kräftig ins Grübeln. Ein bisschen ist es so wie bei Söhnen, die sich am übermächtigen Vater abarbeiten. »Viele reiben sich am Homo oeconomicus, manche lehnen ihn ab – aber er ist nach wie vor der große Bezugspunkt«, sagt DIW-Chef Zimmermann.

### **Alte Schubladen, neue Ansätze**

In der politischen Arena werden die ökonomischen Positionen gern in die Schublade »angebotsorientiert« versus »keynesianisch« beziehungsweise »nachfrageorientiert« gesteckt. Wer die Unternehmen entlasten will, wird der einen, wer die Kaufkraft

stärken möchte, der anderen Seite zugerechnet. An den Universitäten indes hat der Schulenstreit an dogmatischer Kraft eingebüßt. Wissenschaftler greifen je nach Fragestellung auf Elemente beider Richtungen zurück, Studenten lernen beide Ansätze kennen.

Tageszeitungsleser begegnen regelmäßig einer Reihe prominenter Ökonomen, unter ihnen Hans-Werner Sinn, Präsident des ifo-Institutes, und Bert Rürup, Vorsitzender des Sachverständigenrates. Doch die Volkswirte an den Hochschulen engagieren sich keineswegs auf breiter Front in der Politikberatung. Den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Welt der Politik übernehmen zum großen Teil außeruniversitäre Wirtschaftsforschungsinstitute. Es habe sich »eine Art Arbeitsteilung« eingebürgert, sagt Thomas Straubhaar, der das neue Hamburgische Welt-Wirtschafts-Institut leitet. Die Disziplin übertreibe ihre Distanz zur Politik, sagt daher der Züricher Ökonomieprofessor Bruno S. Frey. Für Nachwuchsökonomien sei es »fast karriereschädigend«, engen Kontakt zu Politikern zu pflegen. Auch was die Auswahl der Forschungsfragestellungen betrifft, wünscht sich Frey mehr Aufgeschlossenheit für die Problemen der Gegenwart: »Der Anspruch, wirtschaftspolitisch relevante Forschung zu machen, ist zu wenig verbreitet.«